

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 5

Artikel: Leben in der Arktis
Autor: Witzig, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070694>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nordlicht

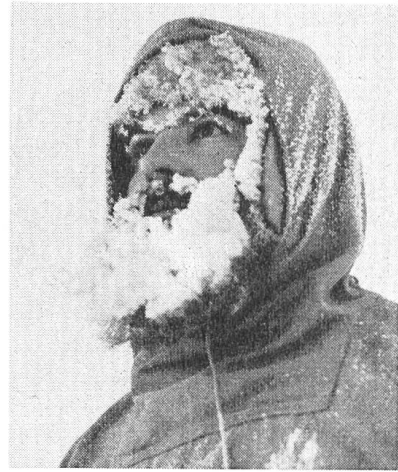
Von

Dr. Emil Witzig

LANG und finster ist der Winter in Grönland. Ende November verschwindet die Sonne endgültig hinter dem Horizont. Die Polarnacht beginnt. Nur noch der Vollmond vermag hin und wieder etwas grau-blaues Dämmerlicht zu verbreiten. Das Leben scheint tagtäglich automatisch den gleichen Gang zu gehen. Wie ein Zählwerk registriert man die verfließende Zeit und errechnet jeden Tag aufs neue die noch verbleibende Dauer der Polarnacht. Draußen scheint alles tot zu sein; denn ob der Himmel voller Sterne steht oder ob Sturmwolken ihn überziehen, bleibt sich gleich. Nichts als Finsternis. Diese Stimmung und die geisterhaften Nordlichter, die über den Himmel huschen, regen die Phantasie mächtig an.

Man vermag nichts zu erkennen, und trotzdem glaubt man vieles zu sehen. So war ich einmal, wie übrigens jeden Tag, mit einem dänischen Kameraden auf einem Skilanglauf quer über den Fjord. Als wir zurückkehrten, strichen leichte Nebelschwaden ganz flach übers Eis. Plötzlich sahen wir in einiger Distanz eine weiße Erhebung aus dem Nebel stechen. Sie schien sich zu bewegen. Jedenfalls dann, wenn wir uns bewegten. Standen wir still, stand sie auch still. Das war sicher ein Eisbär, dachten wir. Legten uns in den Schnee, schossen, und weg war die weiße Erhebung. Schnell liefen wir hin, den Erfolg zu besichtigen. Aber, merkwürdig, wir sahen weder Spuren noch Blut. Nach langem Suchen fan-

Seit 1931 erforschen dänische Expeditionen, unter der Leitung des Polarforschers Dr. Lauge Koch, das größte eisfreie Gebirgsland der nördlichen Küste Ostgrönlands. Jedes Jahr dürfen sich auch einige Schweizer Geologen an den spannenden Forschungsarbeiten beteiligen und ein paar Monate das herrliche Leben in der Arktis genießen. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter hatte ich 1949 das Glück, überwintern, das heißt mehr als 1 ½ Jahre dort verweilen zu können. In den folgenden Jahren flog ich, im Sommer und Winter, mehrmals wieder für einige Wochen oder Monate als Geologe einer internationalen Explorationsgesellschaft, die einige Erzlagerstätten auszubeuten versucht, nach Ostgrönland.



Der Verfasser

den wir eine entzweigeschossene Eisplatte. Die Finsternis, der Nebel und die Phantasie hatten uns genarrt.

Hin und wieder fällt der überwinternde Europäer dem «Polarkoller» zum Opfer. Diese Krankheit, die auch im nördlichsten Skandinavien unter dem Namen «Lappland-Krankheit» bekannt ist, kann kaum beschrieben werden. Unter dem Einfluß der einsamen, monotonen und endlos scheinenden Polarnacht wird man gereizt, übertrieben hässig, und man beginnt seine alltägliche Umgebung zu hassen und vielleicht sie auch zu fürchten. Die Auswirkungen sind grotesk, fast unglaublich, aber zum Glück meistens nur tragikomisch. Auf einer langen Schlittenreise kamen wir bei einer von zwei Männern bewohnten Jagdstation vorbei. Als wir eintrafen, wohnte der eine im Zelt, neben der Hütte, während der andere diese nicht zu verlassen wagte. Beide saßen oder lagen mit geladenem Gewehr unter dem Arm herum, jeder überzeugt, der andere wolle ihn erschießen. Die Todfeindschaft hatte mit einer Diskussion über den letztjährigen Erdbeerenpreis in Kopenhagen begonnen. Durch unsere Ankunft und indem wir beide entwaffneten, wurde der Bann gebrochen. Nach einigen Stunden waren sie versöhnt, lachten und konnten vom ganzen Drama überhaupt nichts mehr verstehen.

Sonnenaufgang

Die Zeit des Polarkollers endet mit dem Erscheinen der Sonne. Anfang Februar sinkt der rötliche Schein auf den Schneehalden der Berge tiefer und tiefer ins Tal. An einem solchen Tag, ich war auf unserer Basisstation ge-

rade daran, einige Gesteinsschliffe zu mikroskopieren, hörte ich ein fernes, aufgeregtes Rufen. Was war geschehen? Ich trat vor das Haus und sah einen meiner skilauenden Kameraden vom nahen Hügel heruntersausen. «Die Sonne kommt, die Sonne kommt!», rief er. Und wirklich, in einigen Augenblicken erstrahlte der schneebedeckte Hügel hinter ihm im reinsten Sonnenglanz. Näher und näher kam das Licht, und ehe wir's richtig fassen konnten, standen wir alle, zum erstenmal seit vier Monaten, in der Sonne. Wir tanzten, sangen, schossen, stürmten ins Haus, zerschlugen alle elektrischen Birnen, vernichteten und verbrannten alles, was uns an die trübe Zeit der Finsternis erinnerte. — Zwei Stunden später war es wieder dunkel, und wir zündeten Kerzen an!

Schlittenreisen

Am schönsten ist die Zeit der Schlittenreisen, vom März bis gegen Ende Mai. Die Nächte werden immer kürzer, die Sonne steht schon hoch am Himmel und gibt warm. Da die Frühjahrsstürme den Schnee von den Gräten und steilen Berghalden gefegt haben und ganze Talflanken aper sind, kann der Geologe Schichten und Gesteine erkennen und folglich arbeiten. In den Tälern und Mulden dagegen ist der Schnee zu hartem Windharst gepreßt worden, über den man mit Ski und Hundeschlitten müheelos gleitet. Damit werden große Inlandreisen möglich, die im Sommer, im felsigen Terrain, zu Fuß viel zu beschwerlich und zeitraubend wären.

Am liebsten reiste ich mit einem Eskimo. Er lenkte die Hunde, und ich war eigentlich

nur Passagier. Solange es leicht und rasch vorwärtsging, saß ich hinten auf dem Schlitten, rauchte Pfeife, freute mich am schönen Wetter, an der prachtvollen Landschaft und genoß die wohltuende Stille. Die Reisetchnik änderte jedoch radikal, wenn der Schnee weich und tief war, wie immer in den ersten Tagen nach einem starken Schneefall. Der Schlitten versank, und die Hunde schwammen, ohne vorwärtszukommen. Ich mußte dem Schlitten vorangehen, um den Hunden eine breite Spur zu treten und um sie zu mir zu locken, während der Eskimo hinten am Schlitten schob und mit knallender Peitsche die Hunde antrieb. Bei so schwierigen Schnee-verhältnissen betrug die Tagesleistung oft nur 5 km in elf Stunden. Dann krochen wir müde in den Schlafsack.

Leider brachte die darauffolgende Nacht nur selten die gewünschte Ruhe. Plötzlich weckte mich das Geschwätz des Eskimos, und wenn ich den Kopf aus dem Schlafsack erhob, hörte und spürte ich klatschende Schläge des vom Winde hin und her gerissenen Zeltes. Damit begann der Sturm. Weil wir abends so müde gewesen waren, hatten wir das Zelt nur schwach mit Pflöcken befestigt. Nun galt es eiligst aufzustehen, hinauszustürzen und schnell für eine verbesserte Verankerung, am Schlitten, mit Ski, Stöcken und Eispickel zu sorgen. In wenigen Sekunden mußte das erledigt sein; denn bald wurde der feine, leichte Pulverschnee in solchen Schwaden aufgewirbelt, daß wir kaum mehr atmen konnten. Im Zelt drin waren wir geschützt, und wenn erst noch eine Wächte allmählich das Ganze zu überdecken begann, hatten wir das heimelige Gefühl der Wohlborgenheit. Nur Geduld, viel Geduld mußten wir haben, bis der Sturm sich nach Stunden oder Tagen zu legen begann. Natürlich galt meine erste Sorge, wenn ich das Zelt wieder verlassen konnte, den Hunden. Dort, wo sie gelegen hatten, waren nur noch kleine Schneehaufen zu sehen. Aber ein kurzer Anruf genügte, um die Schneedecke zu sprengen. Munter sprangen die sieben Hunde auf, schüttelten sich und fingen lebhaft an zu streiten und zu bellen.

Frühling

Gegen Ende Mai waren uns solche Stürme sehr erwünscht, weil es Föhnstürme waren, die im Nu den Schnee wegfraßen und das Eis

schmolzen. Kaum flossen die ersten Wassertropfen, wurde die Tundra grün, und Tausende von bunten Blümchen, wie wir sie in der Gletscherregion der Alpen sehen, begannen zu blühen.

Zu jener Zeit stand mein Lager auf einem trockenen, sonnenbeschienenen Hochplateau. Als das Eis gerade noch einen Schlitten zu tragen vermochte und noch keine allzu breiten Rinnen es durchfurchten, brachte mir ein dänischer Gehilfe frischen Proviant und neuen Brennstoff. Eines Nachts, als wir beide schon lange schliefen, träumte ich von der Heimat. Ich war zu Hause in unserm Garten und hörte, wie in den Bäumen Vögel ihr erstes Frühlingslied übten. Das Pfeifen wurde immer stärker, ich erwachte darob, und es hörte nicht auf. Überrascht streckte ich den Kopf aus dem Zelt und sah im rotgoldenen Scheine der Mitternachtssonne Hunderte von Schneefinken über meinem Lagerplatz niedergehen. Ich weckte meinen Kameraden, riß ihn aus dem Zelt, «Vögel, Vögel!» rufend. Hastig ergriffen wir Stücke von Knäckebrot, zerbrachen sie und liefen hin, die Finken zu füttern. Nie hatten wir größeres Glück verspürt als in diesem Augenblick; denn jetzt war, nach achtmonatiger Abwesenheit, neues Leben in die Arktis gekommen.

Etwa zwei Wochen dauerte der Frühling, und dann war es sogleich Sommer.

Sommer

Nicht nur Blumen bringt der Sommer, sondern auch noch Milliarden von Mücken. Als ich den ersten Stich merkte, war ich ziemlich überrascht, in Grönland Mücken anzutreffen. Der Stich wurde natürlich mit Salmiak behandelt. Als ich abends ins Lager zurückkehrte, hingen Hunderte von Insekten am Zeltdach, und auf einer Hand zählte ich über dreißig Stiche. Ich gab die Behandlung auf und erlebte selbst die Veränderung der geistigen Einstellung den Mücken gegenüber, die vom Leiden über das rücksichts- und aussichtslose Bekämpfen bis zum endgültigen stoischen Erdulden geht. Für alle, die je in Ostgrönland waren, gibt es ein ungelöstes Problem: Wo saugten sich die Mücken voll Blut, bevor die Geologen kamen?

Abgesehen davon ist der Grönlandsommer nicht viel anders als derjenige in den höchsten Walliser Alpen. Auch wir verfügen über Saum-

tiere. Es sind isländische Ponys mit den gleichen Vorzügen und den gleichen groben Untugenden, wie sie die Walliser Maultiere besitzen. Nur können die Ponys nicht überwintern, weil sie die Kälte nicht ertragen. Im Herbst, wenn wir sie richtig gern bekommen haben, müssen wir sie schießen und als Hundefutter verwerten.

Eskimos

Meistens waren Eskimos meine Begleiter auf fast allen Reisen, im Sommer und im Winter. Uns Europäern gegenüber nennen sie sich heute nicht mehr Eskimos, sondern stolz «Grönländer». Eskimos, sagen sie, seien ganz, ganz alte, schon längst ausgestorbene und entsetzlich dumme Leute gewesen, die gar nichts verstanden und gewußt hätten. Darum seien sie auch gestorben! Unter sich aber bezeichnen sich heute noch die Polareskimos und einige

wenige der Ostküste Grönlands, also alle, die noch relativ frei von zivilisatorischen Einflüssen und Mischlingen sind, als «Inuit», das heißt «Menschen». Wenn man lange mit solchen gereist ist, sich gleich ernährt hat wie sie, die Hunde geschickt zu führen versteht und einige Male gut gejagt oder mit Erfolg geschlachtet hat, kommt eines Tages der anerkennende Ausspruch: «Idlit sodlo Inuit!» (Du bist wie ein Mensch.) Mit den Eskimos erlebte ich täglich Neues und durfte kurze Einblicke in eine fremde, nie ganz zu verstehende Gedankenwelt tun.

Während der Zeit der Schneeschmelze, etwa sechs Wochen im Mai und im Juni 1950, arbeitete ich auf einer großen Insel, begleitet von einem Eskimo, der den ganz europäischen Namen Emil trug. Emil konnte mit märchenhafter Ausdauer stundenlang ein und dieselbe Melodie singen. Ihn davon abzubringen oder ihn zu einer andern Weise zu bewegen, war

Schweizerische Anekdote



Als unternehmungslustiger und selbstbewußter Jüngling übernahm ich vor vielen Jahren in einem Uhrengeschäft die wichtige Funktion eines Stiftes.

Bald nach meinem Eintritt hatte ich die Ehre, allein anwesend zu sein, als einer unserer Kunden das Geschäft betrat. Das war doch der distinguierte Herr, der vorgestern unser Geschäft mit einer teuren und mit allen Schikanen ausgerüsteten Sportuhr am Handgelenk

verließ! Aber wo hat er wohl sein sympathisches Äußeres verloren? Fuchsröt im Gesicht, überschwemmte er mich mit einem Strom höchst unsalonfähiger Wörter und übler Anschuldigungen, aus denen ich ersehen konnte, daß der teure «Bölle» seit gestern abend trotz allem Schütteln und Rütteln einfach nicht mehr laufen wollte und daß es eine Schande sei, in einem erstklassigen Geschäft derartigen Schund zu verkaufen.

Ich wußte nicht, was antworten und war froh, als in dem Augenblick mein Chef eintrat und mich mit der Uhr ins Atelier schickte.

Der Uhrmacher schüttelte den Kopf, besah die Uhr genau, zog sie dann auf, und siehe da: sie ticktackte wieder wie vorher!

Aha, hier lag also der Fehler! Mit einem breiten Lachen im Gesicht trat ich in den Laden und wollte dem rabiaten Kunden klarmachen, daß Schweizer Uhren in Gottes Namen einmal am Tag aufgezogen werden müssen. Mein Chef als gewiegter Detaillist übernahm diese Aufgabe selbst und schickte mich deshalb sofort wieder in die hintern Räume.

W. G. Z.

kaum möglich. Dagegen konnte ich ihn, wie einen Radio, abstellen, ohne ihn zu beleidigen, indem ich sagte: «Schweig, ich muß denken!» Dann schwieg er so lange, bis ich ihm das Reden wieder gestattete.

Er kannte auch eine Menge eßbarer Gräser und ahmte die Rufe aller Tiere nach. So gestaltete er meine Arbeitstouren immer sehr kurzweilig. Er lockte Silberfüchse aus ihren Höhlen und erlegte neugierige Hasen mit Steinwürfen. Nur ein Tier liebte Emil nicht: Das Hermelin. Er war überzeugt, es würde mit seinen scharfen Schneidezähnen Menschen totbeißen. Einmal beobachtete ich ihn, wie er vor einem solchen Hermelin auf der Flucht war und ihm von Zeit zu Zeit einen Stein nachschleuderte. Aus Angst, er könnte es erschlagen, rief ich Emil zu mir und lockte auch das Tierchen zu uns. Je näher es kam, um so inständiger bat er mich, es vernichten zu dürfen; denn sicher wolle es uns totbeißen. Es gelang mir aber doch, ihn so weit zu beruhigen, daß er sich hinter mir versteckte, sich an mir festhielt und scheu hervorguckte, was nun wohl geschehen würde. Immer näher kam das Hermelin, und zuletzt saß es auf meinem linken Schuh und machte das Männchen. Voller Aufregung und Bewunderung machte Emil eine einzige Äußerung, die sich am besten mit «Stärnecheib!» übersetzen läßt. Später trafen wir noch manches Hermelin an, und immer suchte er Schutz hinter mir, überzeugt, daß ihm nichts geschehen würde.

Emil war von allen meinen Gehilfen der beste Jäger. Nur mußte ich bald feststellen, daß er in den Bergen oder bei leichtem Nebel nie gerne allein jagen ging. Wenn ich ihn begleitete, wackelte er, ständig singend, hinter mir her. Ich konnte mir dieses seltsame Verhalten vorerst nicht erklären. In einem meiner Lager fiel es mir noch stärker auf, weil er ohne mich das Zelt überhaupt nur bei hellem Sonnenschein verlassen wollte. Da stand er mir angsterfüllt, es gäbe in den Bergen viele «Kemitok» und hier sogar deren neun. Das also war der Grund! Der «Kemitok» ist ein Geisterhund mit Menschengesicht. Wenn es ihm gelingt, jemandem in die Augen zu schauen, erstarrt der Betroffene und kann sich gegen die wütenden Angriffe des Geisterhundes nicht mehr wehren. Schießt man auf den «Kemitok», prallt die Kugel an seinem Fell ab, kehrt zurück und trifft den Schützen. Eigentlich gibt es gegen ihn nur einen wirk-

samen Schutz, wie mir Emil erzählte. Wenn ein Mensch an einem Fjordufer oder einem Abgrund steht, läßt er die Hosen herunter und wendet dem «Kemitok» den nackten Hintern zu. Das macht den Geist so wütend, daß er in wilden Sätzen auf den Menschen zustürmt. Im letzten Moment springt dieser zur Seite, und der «Kemitok» stürzt über sein Ziel hinaus in den Abgrund und bricht das Genick oder ertrinkt.

Mit Sparsinn oder der Fähigkeit, etwas rationell zu gebrauchen, sind die meisten Eskimos wahrlich nicht gesegnet. Sie lieben es in jeder Beziehung, üppig zu leben. Wie oft mußte ich auf Schlittenreisen meinen Grönländern sagen, daß der soeben geschossene Moschusochse für mindestens einen Monat genügen müsse, nur um ihn — den Grönländer — zu vernünftigem Essen zu veranlassen. Er hätte sonst sich und die Hunde gefüttert, bis alle erbrochen hätten. Im Frühling, als wir täglich Seehunde schießen konnten, ließ ich ihn gewähren und erlebte mehrmals, daß zwei bis drei Hunde plötzlich auf den Rücken fielen, die Beine steif von sich streckten und eine Viertelstunde ohnmächtig dalagen. Dann erbrachen sie sich, standen auf und fraßen weiter. Genau so die Eskimos nach erfolgreicher Jagd.

Von der Basisstation aus schickte ich zwei Grönländer auf die Jagd und befahl ihnen, zwei Moschusochsen zu schießen, aber ja nichts davon zu essen und auch den Hunden nur die Eingeweide zu geben. Die beiden Jäger brachten wirklich die bestellte Beute auf dem Schlitten heim. Nur glaubte ich drei Paar Hörner zu sehen, statt nur deren zwei. «Ja», sagten die Eskimos, «der Zufall wollte es, daß man ein Tier mit vier Hörnern schoß.» Da in der arktischen Natur manche merkwürdige Dinge geschehen, äußerte ich vorerst meinen Zweifel an der Richtigkeit ihrer Aussage nicht. Aber als ich, eingewickelt im Fell, drei Zungen, drei Herzen und drei Lebern fand, behauptete ich, sie hätten drei Moschusochsen geschossen. Ganz verwirrt erzählte darauf der eine Eskimo, sie seien einem norwegischen Jäger begegnet und der habe ihnen den dritten Moschus geschenkt. Der andere widersprach und meinte,

Foto: Feuerstein

Reh im Schnee

es seien in einem Falle zwei Tiere hintereinander gestanden, ohne daß er es gesehen habe, da hätte halt die Kugel gerade beide getötet! Die wahre Geschichte ließ sich natürlich nicht mehr rekonstruieren. Aber Tatsache blieb: Die zwei Männer und die zwölf Hunde hatten an einem Nachmittag ungefähr 100 kg Fleisch verzehrt.

Ähnlich war es mit der Ausrüstung unserer Expeditionseskimos. Wie wir Europäer, hatte auch jeder von ihnen eine reichdotierte persönliche Ausrüstung bekommen. Bald war nichts mehr davon übrig; denn wenn sie zum Beispiel die Handschuhe auszogen, weil es zu warm war, ließen sie sie einfach in den Schnee fallen. Es lagen ja immer noch elf Paar bei der Ausrüstung.

Einer meiner grönländischen Begleiter pflegte auf der ersten Schlittenreise sehr, sehr sorgfältig mit dem Zelt umzugehen und es immer wieder vom Eis und Schmutz zu reinigen. Auf der zweiten Reise dagegen behandelte er es sehr unmanierlich. Deswegen von mir zur Rede gestellt, antwortete er: «Wenn wir wieder zu Hause sind, verbrennen wir das Zelt.» — «So, warum?» — «Ach, Jensen hat noch so viele!» Der Eskimo hatte beim kurzen Zwischenhalt auf der Basisstation gesehen, daß der Stationsleiter Jensen ungefähr zwanzig Zelte für die große Sommerexpedition bereitstellte. Also war es ganz überflüssig, zu einem einzigen Sorge zu tragen.

Eskimo-Probleme

Darüber besteht kein Zweifel: Eskimos haben eine außerordentliche handwerkliche Geschicklichkeit und lernen schnell. Das wissen sie, und darauf sind sie sehr stolz. So stolz, daß sie sich vom weißen Manne nicht viel erklären lassen wollen. «Grönländer verstehen alles!» ist oft ihre Redensart. Wobei sie dann, wenn irgend etwas mißlingt, schnell anfügen: «Nur das und das nicht.» Am späten Abend eines strengen Arbeitstages schickte ich meinen Eskimo zum Zelt zurück und befahl ihm, Seehundsleber zu braten und die Makkaroni, die noch in der Proviantkiste waren, zu kochen. Als ich zwei Stunden später heimkam, war das

Mahl nicht bereit. Die Entschuldigung dafür lautete: «Grönländer können alles. Nur Spaghetti mit Löchern kochen können sie nicht.» Das letzte Pack Teigwaren enthielt Makkaroni, und solche «Spaghetti mit Löchern» hatte mein Eskimo noch nie gesehen.

Im späten Frühling kann die Sonne schon recht heiß brennen. Wegen der klaren, sauberen und trockenen Luft verspürt man die direkte Sonnenwärme. Die Luft selbst ist dagegen immer noch unter null Grad. Auf einer Arbeitstour stieg ich mit einem Eskimo eine steile Bergflanke hinan. Der Durst quälte mich, der schwere Rucksack drückte, in Bächen rann der Schweiß, und die Lust, zu sprechen, war mir schon lange vergangen. Da begann mein Begleiter, der pustend hinter mir herkroch, mit viel Anstrengung ein dänisches Weihnachtslied zu singen. Auf meine erstaunte Frage nach dem Grund des scheinbar unmotivierten Gesanges antwortete er: «Wenn man Weihnachtslieder singt, glaubt man, es sei eiskalt, und man schwitzt viel, viel weniger!»

Ebenso wie wir Europäer Telegramme heimsenden konnten, durften auch die Eskimos mit ihrer Heimatkolonie Verbindung aufnehmen, wenn diese über eine dänische Radio- und Wetterstation verfügte. So bekam unser Eskimo Tarteraq von seiner Braut Ivalo die Nachricht, daß sie ein Kind erwarte. Vater sei ein Freund von Tarteraq. Natürlich war der Gute anfänglich sehr betrübt und antwortete ihr, daß er sie nicht mehr zu heiraten gedenke, weil er gerne Vater des ersten Kindes gewesen wäre. Ivalos Antwort kam bald: Er sei ein Dummkopf! Sie wolle den andern gar nicht zum Manne nehmen, sondern nur als Freund behalten, solange Tarteraq fort sei. Also beschloß Tarteraq, Ivalo trotzdem zu heiraten; denn einen Freund mußte sie ja haben, sonst würde sie gar nichts von ihren Hausfrauenpflichten lernen, bis er zurückkäme. Und nach wenigen Wochen war er sogar stolz, daß ihm seine Braut schon einen Sohn geboren hatte.

Auf einer Schlittenreise konnte ich merken, daß mein Begleiter, Alut, von schwerem Kummer bedrückt war. Wie ich gleich vermutete, war es Liebeskummer; denn Nahrung hatten wir ja genügend. Er hatte drei Freundinnen, die gegenüber andern Mädchen gewaltige Vorzüge aufwiesen. Von der ersten bekam er, als er die Kolonie verließ, einen dänisch geschriebenen Brief mit auf den Weg, die andere weinte und schenkte ihm ein richtiges Taschen-

Foto: Jakob Tuggener

Häusliches Stilleben

tuch, und die dritte besaß eine Nähmaschine mit so starken Nadeln, daß man Felle zusammennähen konnte. Welche sollte er zur Frau erwählen? Diejenige mit der Nähmaschine hatte weitaus die größten Chancen. Als Alut ein Jahr später in seine Kolonie zurückkehrte, war das Problem gelöst: Alle drei waren verheiratet. Aber das erschreckte ihn keineswegs. Er sagte ganz einfach: «Es gibt bei uns noch viele Mädchen, und alle sind sehr, sehr stark.» Nur starke Mädchen werden geheiratet, weil sie viele Kinder gebären sollen und schwere Arbeit verrichten müssen.

Die Eskimos waren wohl unsere Begleiter, aber sie waren nicht unsere direkten Nachbarn. Ihre Heimatkolonie lag 400 km südlich von unserer Station.

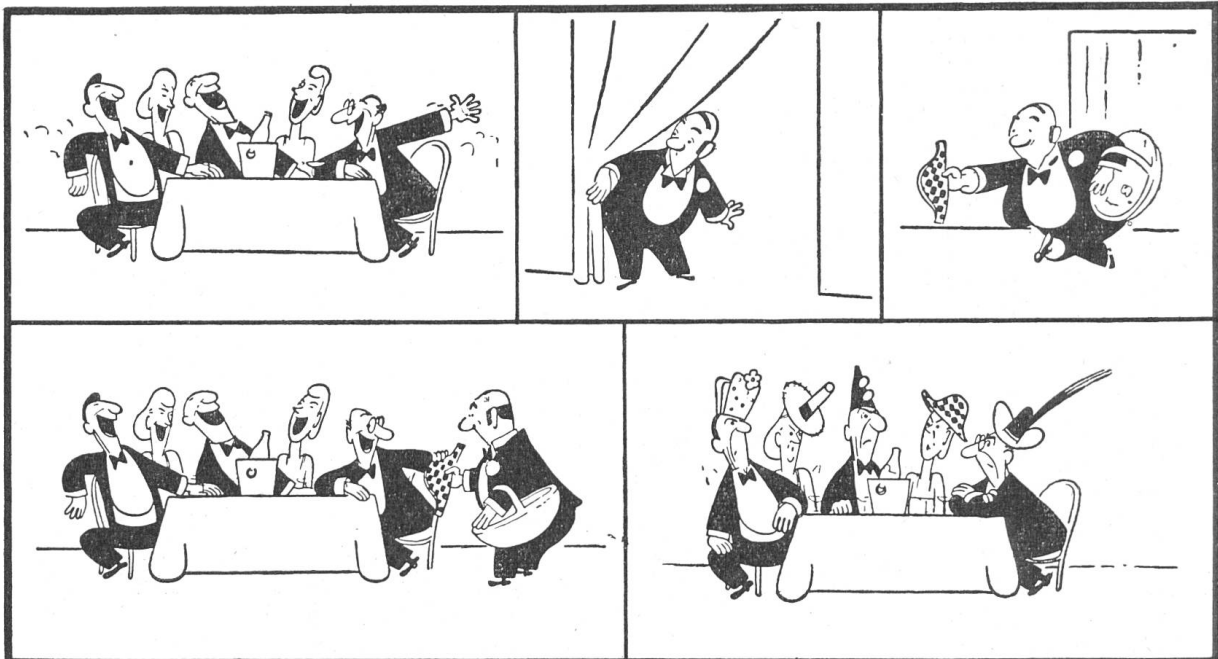
Nachbarn

Unsere nächsten Nachbarn waren zwei norwegische Pelztierjäger, die in einer primitiven Hütte an der Küste draußen wohnten. Da der Reiseweg zu ihnen nur 120 km lang war, besuchten wir uns öfters. Im Sommer fuhren wir mit dem Motorboot zu ihnen hinaus, währenddem sie die ganze Strecke im Ruderboot zurücklegten. Dafür waren sie im Winter, dank

ihren viel stärkeren Hunden und ihren leichteren Schlitten, im Vorteil und reisten bequem in einem Tag zu uns. Ich benötigte dagegen oft drei bis vier Tage.

Seitdem im Haager Schiedsspruch von 1933 Grönland endgültig den Dänen zugeteilt wurde, haben die Norweger Jagdrechte in Nordostgrönland. Jährlich treffen einige junge, abenteuerlustige Männer ein, um zu zweit, in Revieren, die der Größe des Kantons Zürich entsprechen, weiße Polar- und hellgraue Silberfuchse zu fangen. Ganz, ganz selten ist unter diesen Männern ein Berufsjäger, meistens sind es Studenten, Matrosen, Handwerker und Arbeiter, aber auch Angestellte und Beamte, die einfach ein Jahr wildromantischer Ferien erleben wollen. Einige wenige sind Sonderlinge, die mit ihrer Lebensphilosophie und ihrem Verhältnis zur heimatlichen Umwelt Schwierigkeiten haben und nun in der zeitlosen Ruhe und Einsamkeit Grönlands eine Art Erlösung oder Klarheit suchen. Die ersten zwei, die mir im Sommer 1949 begegneten, waren zur Erholung nach Grönland gefahren. Der eine, Sekretär bei der Postdirektion in Oslo, hatte während der Kriegsjahre in einem Gestapogefängnis gesessen. Der andere, Skifabrikant,

Bilder ohne Worte



war, nach der Flucht aus einem Kriegsgefangenenlager, im norwegischen Maquis gewesen. Beide litten immer noch unter den zerrütteten Nerven. Nach einem Jahr sind sie völlig hergestellt und voller Lebensmut heimgekehrt.

Im Herbst und Frühwinter 1952 lernte ich zwei kennen, die aus reiner Abenteuerlust der Jagd frönen wollten, obschon sie, der eine materiell, der andere körperlich, gar nicht dazu geeignet waren. Ersterer war Matrose auf dem Norweger Schiff gewesen, das alle Jäger gebracht hatte. Als er wieder heimwärtssegeln sollte, entschloß er sich kurzerhand, an Land zu bleiben, bekleidet mit leichtem Matrosenzeug und Turnschuhen. Ohne warme Kleidung, ohne Skischuhe und ohne Pelzstiefel, ohne Windbluse und ohne Handschuhe, aber mit viel strahlendem Humor und bewundernswertem Optimismus, stand er schlotternd am Strand, vor einer baufälligen Hütte, als ich ihn traf. Wir reparierten dann gemeinsam seine Unterkunft, und ich ließ ihm einige Ausrüstungsgegenstände zurück. Der andere war von Beruf Zimmermann gewesen und hatte ein Holzbein. Ich machte seine Bekanntschaft anfangs Dezember, als er unser Basislager aufsuchte, um sein Holzbein zu reparieren. Er hatte es gebrochen, als er damit den Schlitten bremsen wollte. Auch diese zwei haben, dank ihrem zähen Willen und einer guten Portion Glück, den langen Winter gut überstanden und werden als begeisterte Freunde der Arktis heimkehren.

In Myggebogta haben die Jäger ihre Basisstation, auf der sie sich jährlich ein- bis zweimal treffen, um Telegramme heimszusenden, Jagdgeschichten auszutauschen und ihre Alkoholration zu ergänzen. Von dort aus fahren auch die meisten nach einem Jahr wieder heim. Einige, meistens solche, die nach Mittsommer (dem größten Sommerfest in Norwegen) ein Telegramm erhalten, daß sich ihre Liebste von einem anderen hätte trösten lassen, bleiben ein weiteres Jahr. Weil aber der Reiz des Neuen und die Romantik weitgehend verblühen sind, nehmen sie es mit der Jagd nicht mehr allzustreng. So hat auch einer meiner Bekannten sich im zweiten Jahr in Myggebogta gemeldet, um dort für seine Kameraden Koch und Diener zu sein, gegen den bescheidenen Lohn von einem Fuchsfell per Woche. Verteilt auf zwölf Männer, machte dies für den einzelnen wirklich nicht viel aus. Aber im Herbst konnte der tüchtige Koch doch die

größte «Jagdbeute» von allen heimsenden.

Wenn ich mit einem meiner dänischen Kameraden oder mit einem Eskimo auf Schlittenreisen war, pflegte ich jeden Tag zu jagen, um möglichst immer frisches Fleisch zu haben. Das ist die bekömmlichste und am leichtesten zuzubereitende Nahrung und eine sichere Garantie gegen Vitaminmangel. Einmal aber trafen wir tagelang kein Wild an und nährten uns von Konserven. Aus irgendeinem mysteriösen Grund waren alle Büchsen in den Proviantkisten die gleichen: eine verkochte und versalzene Kalbszunge. Selbstverständlich verleidete uns die Kost bald und gründlich. Deshalb plante ich, bei einem in der Nähe wohnenden Jäger vorbeizufahren. Ich rechnete sicher damit, einen halben Moschusochsen oder einen Seehund zu bekommen. Als ich spät abends die Hütte erreichte, war der Jäger gerade daran, seine Hunde zu füttern. Jedem warf er ein großes Stück Moschusochsenfleisch hin. Hei, wie ich mich auf das Nachtessen freute! Denn daß wir einen Braten haben sollten, schien mir klar zu sein. Währenddem wir noch unsere Hunde pflegten, bereitete er das Essen zu. Aber was gab's? Gebratene Kalbszunge aus einer Büchse, mit zwei Vitamintabletten! Auf meine schüchterne Anfrage, ob er nie frisches Fleisch esse, antwortete er mit Nein. Er hätte jetzt damit aufgehört, weil er in einer alten Zeitschrift gelesen habe, daß zu viel Fleischkost Skorbut gäbe. Er äße nun noch Konserven und Vitamintabletten. Selbst mein Hinweis, daß in Grönland seit mehr als tausend Jahren Eskimos fast ausschließlich von Fleisch und Fett leben und noch keinen Skorbut erhalten hätten, vermochte ihn nicht zu überzeugen. Ich verließ noch in der gleichen Nacht den Ort der Enttäuschungen und versuchte anderswo mein Jagdglück.

Bis zum letzten Jahr war Grönland von den Dänen wie eine Art Naturreservat gehalten worden. Ohne Regierungsbewilligung und ohne wissenschaftlicher Mitarbeiter einer Expedition zu sein, war es unmöglich, dorthin zu gelangen. Leider ist Westgrönland jetzt dem Touristenverkehr geöffnet worden. Bald wird wohl auch Ostgrönland freigegeben werden. An vielen Orten werden militärische und zivile Flugstützpunkte errichtet. Das arktische Paradies wird langsam, aber sicher, vernichtet. Die Grönlandromantik wird deshalb bald der Geschichte angehören.